

Harry Oosterhuis

## Deutsche Homosexualität?

Andrew Hewitt, *Political Inversions. Homosexuality, Fascism, and the Modernist Imaginary*, Stanford: Stanford University Press, 1996.

Marita Keilson-Lauritz, *Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene*, Berlin: Verlag rosa Winkel, 1997.

Alice A. Kuzniar, Hg., *Outing Goethe & His Age*, Stanford: Stanford University Press, 1996.

Alexander Zinn, *Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten. Zu Genese und Etablierung eines Stereotyps*, Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, 1997.

Innerhalb der internationalen Schwulen- und Lesbenforschung gilt es inzwischen als Binsenweisheit, daß unsere heutige westliche Form von dem, was wir Homosexualität nennen, nicht ohne weiteres auf die Vergangenheit oder auf andere Kulturen übertragen werden kann. Zahlreiche historische Studien haben insbesondere auf den essentiellen Unterschied zwischen der jahrhundertalten sodomitischen Tat und der am Ende des 19. Jahrhunderts erfundenen homosexuellen

Veranlagung hingewiesen. Aber Sodomie war nicht die einzige Form von Gleichgeschlechtlichkeit, bevor Ulrichs, Kertbeny und Psychiater wie Krafft-Ebing den modernen Homosexuellen ins Leben riefen. Der von der amerikanischen Germanistin Alice Kuzniar herausgegebene Sammelband *Outing Goethe & His Age*, zu dem zehn Amerikaner/innen und ein Deutscher Beiträge geleistet haben, ist der wichtigen Rolle der Homoerotik in der deutschen literarischen Welt gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts gewidmet.

Kuzniar betont in ihrer Einleitung, daß die Begriffe „Sodomie“ und „Homosexualität“ für ein Verständnis dieser homoerotischen Kultur unzulänglich sind: Es gehe in diesem Sammelband nicht so sehr um sexuelle Taten oder Identitäten als vielmehr um die schwieriger zugängliche Homoerotik im romantischen Freundschaftskult zwischen Männern und zwischen Frauen, im Bildungsideal und in der Verherrlichung körperlicher Schönheit und Androgynie. Winckelmanns Ästhetisierung des männlichen Körpers nach dem Vorbild der klassischen griechischen Ideale und auch sein Freundschaftsideal bildeten die Basis für diese homoerotische

Tradition, zu der, wie dieser Band zeigt, Goethe (siehe die Beiträge von Robin Tobin, Susan Gustafson und W. Daniel Wilson), Heinrich Kleist (Joachim Pfeiffer), Friedrich Schlegel (Martha Helfer), Christoph Martin Wieland (Simon Richter), Heinrich Jung-Stilling (Stephan Schindler) und J. M. R. Lenz (Roman Graf) bedeutende Beiträge geleistet haben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde diese erotische homosoziale Kultur, in der keine scharfe Grenze zwischen Liebe und Freundschaft bestand, langsam durch den Aufstieg des romantischen Eheideals und der bürgerlichen Familie und durch die zunehmende Betonung der Geschlechterpolarität als Bedingung für Liebe und sexuelle Anziehung verdrängt.

Der Band enthält interessante Artikel über den großen Einfluß Winckelmanns (Simon Richter), über Androgynie und Homoerotik bei Winckelmann, Schlegel und Kleist (Catriona MacLeod), über den Zusammenhang zwischen Freundschaft und Bildungsideal (Joachim Pfeiffer) und über leidenschaftliche Freundschaften unter Frauen (Susanne Kord) – übrigens der einzige Beitrag, der sich mit Frauen beschäftigt. Die restlichen Artikel sind jedoch eher enttäuschend: Viele Autor/inn/en halten nicht, was Kuzniar in ihrer Einleitung verspricht, nämlich eine historische Analyse dieser homoerotischen Tradition im Kontext der zeitgenössischen Kultur. Bedauerlicherweise beschränken sie sich oft auf eine detaillierte Analyse von ein, zwei literarischen Werken, ohne das restliche Œuvre des betreffenden Schriftstellers und den breiteren kulturhistorischen Zusammenhang zu berücksichtigen.

Eine zweite Schwäche des Sammelban-

des resultiert aus der Leichtfertigkeit, mit der einige Autor/inn/en klassische und romantische Schriftsteller und Künstler mit dem modernen Etikett der Homosexualität versehen. Offensichtlich muß man diesbezüglich den Titel des Bandes sehr wörtlich nehmen: So behauptet etwa Simon Richter auf Grund des Freundschaftskultes unter herausragenden Intellektuellen und Künstlern des 18. Jahrhunderts, daß man von „a striking analogy between the communal practices of these eighteenth-century friends and those of the contemporary gay community“ (S. 39) sprechen kann. Weiters schreibt er von einer „pre-closet period“, um die Toleranz, die bis 1806 gegenüber homoerotischen Freundschaften herrschte, vom „homofobe“ Nationalismus, der im Zuge der Freiheitskriege gegen Napoleon an Einfluß gewann, zu unterscheiden. Auch andere Autoren verwenden die Wörter „homofobia“ und sogar „compulsory heterosexuality“ (S. 82), um den Untergang dieser homoerotischen Kultur zu erklären. So werden Goethe und andere zu Homosexuellen mit einer „gay sensibility“ (S. 218) erklärt, die – gegen die herrschende Unterdrückung und mehr oder weniger verschleiert – Homoerotik in ihrem Werk thematisierten und erst mit dem vorliegenden Band wieder aus dem „closet“ geholt werden. Es ist zu bezweifeln, ob dieser Zugang zu einer wirklich historischen Einsicht in diese an sich interessante homoerotische Tradition beiträgt. Die umfassende Studie von Paul Derks, *Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850* (Berlin 1990), hat hier einen verlässlicheren Analyserahmen geboten.

Kuzniars Sammelband trägt den Stempel der sogenannten *queer theory*, die in den Vereinigten Staaten vor allem bei Literatur- und Kulturwissenschaftlern sehr populär ist. Nur schwer läßt sich umschreiben, was *queer theory* eigentlich meint, da man nicht von einer ausgearbeiteten, kohärenten Theorie sprechen kann – was übrigens auch kaum vereinbar ist mit den Ausgangspunkten dieser Theorie. *Queer* steht für die Ablehnung der als maskulin, heterosexistisch, weiß und kapitalistisch angesehenen westlichen Kultur. Es handelt sich somit primär um eine gegen den Strich laufende Haltung, um ein Mißtrauen gegenüber festen Geschlechtern und sexuellen Identitäten und eine Verherrlichung des Abnormalen und der Grenzüberschreitung. Die Vertreter/innen der *queer theory* scheinen deshalb auch mehr an der politisch korrekten Untergrabung der „heterosexuellen Norm“ – oder wie Kuzniar es in der Einleitung formuliert, an „challenging what a normal or natural heterosexuality would be“ (S. 30) – interessiert zu sein als an historisch relevanten Interpretationen beziehungsweise Erklärungen. Darüberhinaus sind die Adepten der *queer theory* versessen auf Paradoxien, Ambivalenzen, Unterschiede, „textuelle Strategien“ und „intertextuelle Verweise“, während sie, wie viele Postmodernisten, mit der nichtsprachlichen Wirklichkeit kaum zu schaffen haben.

Glücklicherweise hat die *queer theory* der Lesbarkeit der Beiträge in Kuzniars Sammelband – bis auf eine Ausnahme – keinen Abbruch getan. Aus Laurence Rickels Artikel über Goethes Werther konnte ich allerdings beim besten Willen nicht schlau werden: Schon der Ti-

tel „Psy Fi Explorations of Out Space“ verspricht nichts Gutes. Im Text werden Verweise unter anderem auf Theweleit, Freud, Adler, Reich, Deleuze, Guattari und Adorno benutzt, um einen Zusammenhang zwischen Werther und einigen Romanen aus der Zeit des Nationalsozialismus, wie etwa *Horst Wessel* von Hanns Heinz Ewers, zu suggerieren. Offensichtlich bietet *queer theory* hier einen Freibrief, um mit äußerst selektiven Lesarten willkürlich herangezogener Texte präventöse, aber zugleich sehr spekulative Interpretationen anzustellen, die nur wenig auf die historische Wirklichkeit abzielen.

Andrew Hewitts *Political Inversions. Homosexuality, Fascism, & the Modernist Imaginery* zeigt, zu welchen fantastischen Auswüchsen *queer theory* führen kann. Das Thema von Hewitts Buch, nämlich die Assoziation von Homosexualität mit Faschismus und Nationalsozialismus – der Autor unterläßt es, die beiden voneinander zu unterscheiden – ist zweifelsohne faszinierend. Damit ist jedoch schon alles gesagt, was ich an dem Buch schätze. Meine Lesefreude wurde durch hochtrabende postmoderne Theorie, Gaukelei mit der Psychoanalyse und ständige Verweise auf die Werke von Eve Sedgwick und Judith Butler – zwei Gurus der *queer theory* – verdorben. Erklärungen für seine Vorgehensweise liefert der Autor keine. Dafür bedient sich Hewitt, Professor für vergleichende Literaturwissenschaft an der *Cornell University*, eines undurchdringlichen Stils: Seine hermetischen Ausführungen sind wahrscheinlich nur für Leser/innen verständlich, die mit den *queer*-Prinzipien bestens vertraut sind.

Kennzeichnend für Hewitts postmoderne Vorgehensweise ist, daß es ihm nicht um Faschismus als historische Realität geht, sondern daß er sich vielmehr auf die Verbindung von Homosexualität und Faschismus in „theoretischen und literarischen Repräsentationen“ konzentriert. „Homosexuality and fascism will emerge as imaginary constructs in this work rather than as empirical entities“, schreibt er in der Einleitung (S. 8), um in weiterer Folge umständlich zu erklären, daß die Ähnlichkeiten zwischen Faschismus und Homosexualität in der Tatsache gesucht werden müssen, daß beide nicht repräsentierbar sind. Der langatmigen und verworrenen Einleitung folgen sechs Kapitel über die Faschismustheorie Adornos und Horkheimers, über den „maskulinen“ Flügel der deutschen Schwulenbewegung vor den Weltkriegen (die *Gemeinschaft der Eigenen* und Hans Blüher) und über die literarischen und essayistischen Werke der Schriftsteller John Henry Mackay, Wyndham Lewis, Alfred Jarry und Alberto Moravia. Was diese Themen und Schriftsteller eigentlich verbindet, ist mir nicht klar geworden. Einige Kapitel des Buches beschäftigen sich meiner Meinung nach nur am Rande mit dem eigentlichen Thema.

Wie viele der Vertreter/innen der *queer theory* geht auch Hewitt davon aus, daß Homosexualität keine biologische oder psychologische Essenz besitzt. Daraus leitet er für sich die Freiheit ab, das Etikett „Homosexualität“ auf ganz unterschiedliche Phänomene anzuwenden, die auf den ersten Blick eher mit Heterosexualität oder sogar nur wenig oder überhaupt nichts mit Sexualität zu tun haben. Bemerkenswert ist die

weitreichende kulturphilosophische Bedeutung, die Sexualität im allgemeinen und Homosexualität im besonderen zugeschrieben wird. Die in diesen Kreisen unaufhörlich beweihräucherte Eve Sedgwick hat in ihrem Buch *Epistemology of the Closet* (Berkeley 1990) behauptet, daß das homosexuelle Verlangen auf Grund eines fehlenden (Geschlechts-)Unterschiedes den erkenntnistheoretischen Unterschied zwischen Subjekt und Objekt sowie die gangbaren Repräsentationsfunktionen der Sprache unterminiert. Auch Hewitt ist fest davon überzeugt, daß Erkenntnistheorie und Sprachtheorie den Schlüssel für das Verständnis der kulturellen Bedeutung von Homosexualität darstellen. In postmodernem Rotwelsch heißt es: „The collapse of diacritical difference in [homosexual] desire threatens a system of mimetic representation based on the differentiation of signifier and signified.“ (S. 219) Seiner Meinung nach muß die Assoziation von Homosexualität mit Faschismus als Rückzugsgefecht gegen die Bedrohung, die Homosexualität angeblich für „a subject-centered, ‚heterosexual‘ history“ (S. 19) darstellt, betrachtet werden. Hewitt läßt ungeklärt, wer denn dieses Gefecht führt – möglicherweise ist es die „heterosexistische Kultur“. „I propose“, schreibt Hewitt im letzten Kapitel, „that the prevailing tactic of post-World War II culture has been to enclose fascism as the figure of an unclosable, irrational logic, and that it is through the trope of homosexuality that this enclosure takes place.“ (S. 245) Ich gestehe, daß mir noch immer nicht klar ist, was Hewitt damit genau meint. Auf Grund seiner schwer durchschaubaren und kaum begründeten

Betrachtungen kann ich mich des Ein-drucks nicht erwehren, daß *queer theory* hier größtenteils Denkakrobatik ist und zu nicht viel mehr führt als zu unzugänglichen Luftschlössern. Um so bedenklicher wird dann, daß derartiges esoterisches Geschwätz innerhalb eines beträchtlichen Teiles der amerikanischen Schwulen- und Lesbenforschung als Tiefsinnigkeit angesehen wird.

Daß die Assoziation von Homosexualität mit Nazismus auch anders erforscht werden kann, beweist der deutsche Soziologe Alexander Zinn. Seine Studie *Die soziale Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten. Zu Genese und Entwicklung eines Stereotyps* ist in jeder Hinsicht das Gegenteil von Hewitts Buch. Zinn liefert eine gewissenhafte und detaillierte historische Analyse der Frage, wie Antifaschisten in den dreißiger Jahren Nationalsozialismus mit Homosexualität in Zusammenhang brachten. Das Buch ist verständlich geschrieben und beruht auf gediegenem historischem Quellenstudium. Das Untersuchungsmaterial besteht aus 22 Exilzeitschriften und einigen Buchpublikationen. Laut Zinn haben sich die Beschuldigungen von seiten der Sozialdemokraten und Kommunisten, der Nazismus sei größtenteils eine homosexuelle Bewegung gewesen, nicht auf Tatsachen gestützt. Es handelte sich in erster Linie um eine bewußte politische Strategie, die die Nazis in Mißkredit bringen sollte. Zinn geht ausführlich auf die Röhm-Affäre Anfang der dreißiger Jahre ein, auf die antifaschistische Auslegung des Reichstagsbrandes, auf den Röhm-Putsch und auf die Publizität rund um das Referendum im Saarland. Durch die wiederholte Verwendung dieser Strate-

gie und weil der Homosexualitätsvorwurf auch in linke Faschismustheorien aufgenommen wurde – etwa bei Wilhelm Reich und Erich Fromm –, wurde die Assoziation von Homosexualität mit Nazismus zu einem Stereotyp, dessen Wahrheitsgehalt man kaum mehr hinterfragte. Dies auch nicht, als bekannt wurde, daß Homosexuelle im Dritten Reich verfolgt wurden. Sogar Vorkämpfer der Schwulen- und Lesbenbewegung wie Magnus Hirschfeld und Kurt Hiller, die den Opportunismus der Linken durchschauten, gingen davon aus, daß der Nazismus eine besondere Anziehungskraft auf Homosexuelle ausübte. Zinn erklärt die Hartnäckigkeit des Stereotyps unter den Emigranten mit der sozialen Isolierung, in der sie sich befanden, mit dem starken Gruppendruck und mit den einseitigen Informationen durch eine beschränkte Anzahl von Zeitschriften. Außerdem war die Haltung der Linken gegenüber Homosexualität seit jeher ambivalent: Obwohl man die Schwulen- und Lesbenbewegung unterstützte, wurden Vorurteile weiterhin wach gehalten. Zinn betont, daß vor allem die Kommunisten und Sozialdemokraten und nicht etwa die genau so wenig schwulen- und lesbenfreundlichen bürgerlichen Parteien für das Entstehen des Stereotyps verantwortlich waren.

Deutschland ist nicht nur das Land, in dem die Homoerotik ab dem 18. Jahrhundert zu einem Bestandteil der kulturellen Tradition wurde und die Homosexualität vor allem in unserem Jahrhundert mehrmals eine wichtige Rolle in politischen Kontroversen und Skandalen spielte, sondern auch das Land, in dem um 1900 die erste organisierte Emanzipationsbewegung entstand. Die zahlrei-

chen Publikationen, die bisher zu diesem Thema erschienen sind, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Rolle der (medizinisch-psychiatrischen) Wissenschaft beim Entstehen einer homosexuellen Identität und mit dem politischen Kampf gegen das Strafrecht. Dagegen behauptet die deutsch-niederländische Autorin Marita Keilson-Lauritz in ihrer Studie *Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung*, mit der sie Anfang 1997 in Amsterdam promovierte, daß der Einfluß der Literatur und Literaturkritik auf das Entstehen des modernen homosexuellen Bewußtseins bisher noch zu wenig beachtet worden ist. Sie macht darauf aufmerksam, daß der Begriff „homosexuell“ keine medizinische Erfindung war, sondern von dem Schriftsteller K. M. Kerbeny geprägt wurde und daß der Oskar Wilde-Prozeß in Deutschland eine heftigere politische Debatte über Homosexualität in Gang brachte als in England. Anhand zweier Zeitschriften, dem von Magnus Hirschfeld herausgegebenen *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* und dem von Adolf Brand herausgegebenen *Der Eigene*, beschreibt Keilson-Lauritz, wie homosexuelle und homoerotische Literatur in der Schwulenbewegung rezipiert wurde und wie ein literarischer „Homokanon“ entstand.

Auf der Grundlage einer sorgfältigen Analyse von in den zwei Zeitschriften abgedruckten Rezensionen untersucht Keilson-Lauritz, nach welchen Kriterien Literatur in der Schwulenbewegung beurteilt wurde. Sie entdeckt dabei ein Spannungsverhältnis zwischen literaturästhetischen Werturteilen auf der einen Seite

und wissenschaftlichen und politisch-emanzipatorischen Maßstäben auf der anderen Seite. Mit anderen Worten: Wurde „Schwulenliteratur“ als literarischer Wert an sich geschätzt, oder wurde sie mehr als ein Mittel der Emanzipationsbestrebungen betrachtet? In früheren Studien wurde auf die ideologischen und politischen Gegensätze zwischen Hirschfelds *Wissenschaftlich-humanitärem Komitee* und Adolf Brands *Gemeinschaft der Eigenen* hingewiesen. Während der eine ein eng umschriebenes politisch-juristisches Ziel verfolgte – nämlich die Abschaffung des Paragraphen 175 – und dafür die Wissenschaft als Mittel einsetzte, zielte der andere mehr auf die Entwicklung einer homoerotischen Kultur, für welche Kunst als geeignetes Ausdrucksmittel galt. Das Fazit von Keilson-Lauritz lautet dagegen, daß die Unterschiede zwischen den beiden Zeitschriften nicht so groß waren, wenn es um die Wertschätzung von Literatur ging. Auf der Grundlage einer quantitativen Analyse verschiedener subjektiver Urteile in Rezensionen stellt sie fest, daß einerseits im *Jahrbuch* ästhetische Maßstäbe nicht immer den emanzipatorischen untergeordnet waren und daß andererseits in *Der Eigene* oft politische Kriterien die Wertschätzung für Literatur bestimmten. In beiden Publikationen stand die Suche nach einer eigenen Geschichte, die Konstruktion einer schwulen Literaturtradition als Basis für ein ‚Wir-Gefühl‘ im Zentrum. Die große Wertschätzung der Authentizität und der Frage, inwieweit Literatur die Wirklichkeit und die Erfahrungen des Autors und die Erlebniswelt des Lesers widerspiegelt, läßt erkennen, wie sehr die Beurteilung von Literatur in bei-

den Zeitschriften vom Bemühen durchdrungen war, eine homosexuelle Identität quasi von innen heraus und unabhängig von medizinischen oder juristischen Definitionen zu erschaffen.

Die umfangreiche und detaillierte Studie von Keilson-Lauritz verlangt vom Leser Durchhaltevermögen und kann eigentlich nur dann entsprechend gewürdigt werden, wenn man einigermaßen mit der Geschichte der deutschen Schwulenbewegung und -literatur vertraut ist. Trotzdem muß ihr Buch als origineller und wertvoller Beitrag zur Geschichtsschreibung der deutschen Schwulenbewegung und -kultur betrachtet werden, insbesondere weil sie zeigt, daß der Literatur ein wichtiger Platz im Emanzipationsprozeß zukam. Ihre gewissenhafte Untersuchung zeugt von bemerkenswertem Gespür und hat eine Menge neuer Informationen vor allem im Hinblick auf die in der deutschen Schwulengeschichtsschreibung bisher noch zu wenig beachtete *Gemeinschaft der Eigenen* zu Tage gefördert. Diese Bewegung ist wegen ihrer misogynen Tendenzen und ihrer vermeintlich präfaschistischen Sympathien immer stiefmütterlich behandelt worden. Zu Unrecht, wie mir scheint; denn gerade die *Gemeinschaft der Eigenen* verkörpert vielleicht mehr als das *Wissenschaftlich-humanitäre Komitee* eine bestimmte Kontinuität in der deutschen Schwulengeschichte. Genauso, wie es zweifellos Ähnlichkeiten zwischen dem Gedankengut einiger Anhänger von Adolf Brand und der Männerbundtradition, auf die sich auch die Nazis stützten, gab, war es gerade auch die *Gemeinschaft der Eigenen*, die sich bemühte, die homoerotische Freundschaft der deutschen Roman-

tik neu zu beleben. Wie bei den Büchern von Kuzniar und Zinn stellt sich nach der Lektüre der Studie von Keilson-Lauritz die Frage, ob in Sachen Homosexualität eine spezifische, in der deutschen Kultur verankerte Tradition und Empfindlichkeit existierte. Es ist an der Zeit, daß sich eine synthetisierende und vergleichende Studie dieser spannenden Frage zuwendet.

*Aus dem Niederländischen von Günter Haumann*